

Architektur ist Diebstahl

Autor(en): **Müller, Alexander**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am
Departement Architektur der ETH Zürich**

Band (Jahr): - **(2015)**

Heft 27

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-918915>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Architektur ist Diebstahl

Alexander Müller

«Manchmal scheint es, Bauen in der Schweiz sei nur noch das Zusammenfügen vorgegebener Elemente.» Alberto Veiga, dessen spanisches Büro Barozzi Veiga in den letzten Jahren drei schweizer Wettbewerbe gewonnen hat, sagte dies kürzlich in einem Interview mit der NZZ. Damit bezieht er sich zwar auf das tatsächliche Errichten eines Gebäudes, bei Betrachtung der aktuellen Lehre der ETH und den Ergebnissen des hiesigen Wettbewerbswesens entsteht allerdings der Eindruck, dass nicht nur deartig gebaut sondern auch entworfen wird. Ähnlich dem Bauunternehmer, der sich aus einem erprobten Modulbaukasten bedienen kann, greift der Architekt bei seiner gestalterischen Arbeit auf einen bekannten architektonischen Kanon zurück.

Gegebene Faktoren wie Ort und Funktion werden analysiert und bewertet, um mit ausgewählten architektonischen Referenzen und einem spezifischen Konstruktionsprinzip zu einer finalen Arbeit verschliffen zu werden. Die schöpferische Leistung dieses Prozesses liegt vor allem in der Auswahl und Interpretation existierender Parameter. Ähnlich einem Puzzle sind sämtliche Teile bereits vorhanden und müssen lediglich gesucht und entsprechend zusammengesetzt werden. Bestens ausgebildet im theoretischen, historischen und technischen Fundus der Disziplin, wird der Architekt zunehmend zu einem Kurator der sich dieses Wissens bedient und entsprechend der jeweiligen Aufgabe dem Publikum präsentiert. Grundsätzlich ist dagegen nichts einzuwenden; Architektur kann nicht konstant neu erfunden werden und immerhin hat bereits Palladio schon so gearbeitet: Durch das Studium und der, geographischen und programmatischen Rahmenbedingungen folgenden, Anwendung klassischer, bereits zu seiner Zeit hunderte Jahre alter architektonischer Konzepte und Elemente schuf er «Klas-

siker», die bereits zu seinen Lebzeiten entsprechend rezipiert wurden. Allerdings gibt es einen Unterschied zwischen dem Werk Palladios – der hier zunächst als Platzhalter, nicht zwangsläufig als Vorbild, dient- und den aktuellen Tendenzen.

Zur Veranschaulichung dieser Beobachtungen hilft das Heranziehen der beiden Begriffe Collage und Montage: In einem Fall entsteht aus der bestimmten Zusammensetzung generischer Einzelteile eine spezifische Konstruktion, einzigartig gefügte Elemente formen ein neuartiges Ganzes (Montage); im anderen Fall werden autonom verbleibende Objekte miteinander kombiniert um etwa neue Lesarten aufzuzeigen, allerdings ohne dass die dabei versammelten Stücke zu etwas Anderem werden (Collage). In der Kunst haben beide Methoden ihre Berechtigung, übertragen auf die Architektur ist die Situation allerdings anders zu bewerten.

Die Idee der Montage entspricht sicherlich eher der Arbeitsweise Palladios und ist auch bei zeitgenössischen Architekten zu finden. Peter Märkli verwendet für die Fassade des Haus Kuehnis (1982) auf eine ähnliche Weise universale, klassische Elemente der Architektur, während der Grundriss durchaus zeitgemässen Ansprüchen gerecht wird. Jedes vermeintlich historische Element ist präzise angeordnet und erfüllt eine konkrete Aufgabe. Völlig ideologiefrei werden Interpretationen klassischer Säulen mit Kapitell und industriell anmutende Brüstungselemente miteinander kombiniert.

Das Blaue Haus (1979/80) von Jaques Herzog und Pierre de Meuron stammt aus der gleichen Zeit und steht in einer typisch generischen Agglomerations-Situation in der Nähe Basels. Formal und konstruktiv reiht es sich auf den ersten Blick zwischen seinen Nachbarn ein. Anders als Peter Märkli bedienen

sich die Architekten hier nicht des universalen Kanons sondern arbeiten mit dem konkreten Vokabular des Kontextes. Elemente wie die runden Fenster und der Yves Kleinblaue Anstrich irritieren zunächst und erzeugen eine Ambivalenz des Hauses gegenüber seinen Nachbarn. Bei genauer Betrachtung offenbart sich allerdings der kontextuelle Zusammenhang dieser Gestaltungselemente: So sind die Fenster zwar rund, aber Fertigteile der Bauindustrie, keine Sonderanfertigung und auch ausgefallen gefärbte Fassaden findet man in der Agglomeration öfter als man vielleicht möchte.

Obwohl sehr unterschiedlich, entwickeln beide Häuser auf ähnliche Art einen selbstständigen Ausdruck. Die Architekten bedienen sich bestimmter Bilder und interpretieren diese mit einer kritischen Distanz, anstatt sie schlicht zu zitieren. Jedes Element wurde auf seine inhärenten Qualitäten hin untersucht und entsprechend angewendet. Durch diesen Prozess entsteht eine Montage deren Einzelteile einer übergeordneten Idee, nicht einer referenzellen Symbolhaftigkeit dienen.

Aktuell scheint sich aber letzteres durchzusetzen. Anstatt die Dinge, auch auf einer intellektuellen Ebene, zu durchdringen, zu verstehen, werden sie lediglich kopiert. Grob ausgeschnittene Fragmente werden in einem neuen Kontext zusammengesetzt. Es werden nicht Ideen und Haltungen, sondern ausschliesslich Resultate kopiert. Auch die momentane Lehre an der ETH Zürich, scheint es, interessiert nur noch Ergebnisse, nicht Prozesse. Daher die Collage. Sie ermöglicht auf schnelle, effiziente Weise das Sammeln und Darstellen von aussagekräftigen Bildern, an denen dann während des Semesters herumgezupft werden kann. Ergebnis ist allerdings nur die Verzerrung des Originals, ein eklektizistisches Stilzitat; letztlich ein

Vorhang, der die Abwesenheit einer eigentlichen architektonischen Idee kaschiert. Ein besonderes Problem entsteht zusätzlich, sobald eine gewisse Kennerschaft impliziert werden soll. An dieser Stelle werden Entwürfe tatsächlich, entsprechend dem jeweiligen Publikum, etwa einem Professor oder Juryvorsitzendem, kuratiert. Ausgewählte Referenzen und Vergleiche, teils mehr, teils weniger subtil verarbeitet, sorgen im besten Fall für ein anerkennendes Nicken bei den Kollegen. Das Ergebnis ist eine Architektur für Architekten, die sich weit weg von den tatsächlichen Problemen auf einer Meta-Ebene befindet. Gerade in Hinsicht auf den vermeintlichen, fachlichen und gesellschaftlichen, Konsens über die Ort- und Identitätsstiftenden Aufgaben der Architektur, erscheinen aktuelle Tendenzen wie die Transplantation Mailands nach Zürich höchst fragwürdig. Dabei vermengt sich die Forschungs- und Publikationstätigkeit mit der architektonischen Praxis. Der zunehmend akademisierte Architekt kann so auf direktem Weg die abstrakte Wissenschaft in das konkrete Entwerfen einfließen lassen. Ob das jeweilige Thema dann auch zu dem tatsächlichen Ort passt, ist eher Zufall. Für die weitere bauliche Entwicklung Zürichs darf man also gespannt sein auf die nächste Entdeckung aus den Archivschränken der ETH.

Nur weil dieser Prozess subtiler geschieht und man dabei mit einer latenten Überheblichkeit auf die «Riesenohrclip[s]»¹ der globalen Stars zeigt, kann nicht glaubhaft auf eine lokale baukulturelle Identität verwiesen und gleichzeitig Referenzen-Memory gespielt werden. Aber auch Vorhandenes darf nicht nur kopiert, sondern muss durch eine eigenständige Haltung und bewusstes Entwerfen weiterentwickelt werden. Denn das Verwalten und Pflegen ist zwar die Aufgabe eines Kurators, nicht aber die eines Architekten.

¹ Hans Kollhoff: «Der Mythos der Konstruktion und das Architektonische», 1993.

Alexander Müller, geb. 1988, studierte Architektur an der TU Berlin. Seit 2013 besucht er das Masterprogramm an der ETH in Zürich.